



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bräuning-Oktavio, Hermann: Aus Briefen der Wertherzeit. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Teil vom Reichsrat zu leisten. In den Delegationen werden sie voraussichtlich durchgehen, im Reichsrat wird es fast unüberwindliche Schwierigkeiten haben, nicht wegen der Forderungen an sich — mit Ausnahme der Sozialdemokraten wird es keine Partei geben, die nicht bereit wäre, die Mehrforderungen gegen einen bestimmten Preis zu bewilligen —, aber gerade diese Preise sind es, die kein Ministerium bezahlen kann, weil sie sich scharf widersprechen. Aber nehmen wir an, durch irgendein Wunder ginge die Sache doch; dann muß das Geld irgendwie beschafft werden, und das geht schließlich doch nur auf dem Wege neuer Steuern. Das Bewilligen von Steuern ist an sich eine sehr unpopuläre Geschichte; was für Errungenschaften müßten die einzelnen Parteien wohl ihren Wählern nach Hause bringen, um dafür Entlastung zu erhalten?

Der Durchschnittszeitungsleser ist vielleicht geneigt, die Dinge in Österreich mit den parlamentarischen Zuständen in Frankreich zu vergleichen, wo es ja auch Zeiten gibt, da die Ministerien alle drei Monate wechseln und der Karren doch recht und schlecht weiter geht; ich glaube, daß die vorstehenden Ausführungen gegen diesen Irrtum schützen. Es ist vielmehr ein Prozeß fortschreitender Zersetzung des Parlamentarismus in Österreich, den man mit den verschiedensten Arzneien zu behandeln sucht, die indes immer geringere und kürzer dauernde Wirkungen haben. Die Dynastie will jetzt eine Periode aktiverer äußerer Politik eröffnen, die natürlich entsprechender Machtmittel nicht entbehren kann, da helfen alle die kleinen Mittelchen nicht mehr. Seiner ganzen Zusammensetzung nach ist das Parlament zur Mitarbeit dabei nicht fähig. Die äußere Politik des Habsburgerreichs kann nicht großzügig werden ohne eine großzügige Reorganisation im Innern. Das ist das große Problem, das in nächster Zeit in Österreich gelöst — oder auch nicht gelöst werden wird.



## Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning = Oktavio = Darmstadt

(Nachdruck verboten.)

### II.

Abseits vom Treiben der Darmstädter Empfindsamen, wie abseits von den Geniestreichen der Stürmer und Dränger steht der oben schon flüchtig erwähnte Prinzenenerzieher Georg Wilhelm Petersen. Das Wenige, was wir über sein Leben wissen, hat er für Fr. W. Strieders „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte“ (Bd. 10. Kassel 1795, S. 309) aufgezeichnet: 1744 zu Zweybrücken geboren, lehrte er nach vollendeten Studien in Gießen und Göttingen 1770 in seine Heimat zurück und wurde mit der

Erziehung der beiden jüngeren Söhne des Landgrafen Ludwig des Neunten von Hessen-Darmstadt, die er auch 1774 nach Straßburg begleitete, betraut. Als Hofdiakonus sehen wir ihn im August 1775 wieder in Darmstadt; hier schloß er sich nur einem einzigen Menschen seiner schöngeistigen Umgebung enger an, einem Freunde der englischen Literatur gleich ihm, dem Kriegsrat und Kritiker Johann Heinrich Merck. Bis zu Mercks Tode hat diese Freundschaft, in die Peterfen sein ganzes Vertrauen setzte, gedauert, unberührt von allen literarischen Winden aus gegnerischem Lager. Einen Ruf nach Königsberg als Professor der Theologie, Königlich Preussischer Oberhofprediger und Generalsuperintendent schlug Peterfen im Herbst 1777 aus, bis an sein Lebensende blieb er in Darmstadt wohnen. 1787 wurde er Hofprediger, 1791 Konsistorialrat, 1803 Kirchen- und Schulrat, 1806 Superintendenturvikar; 1816 starb er, hochgeachtet als Prediger und Gelehrter, bei seiner bescheidenen Zurückgezogenheit jedoch kaum über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus gekannt und gewürdigt.

Das sind die spärlichen Nachrichten über einen Mann, der heute sicherlich völlig vergessen wäre (in Hessen ist er es!), wenn ihm nicht der Zufall im Zusammenhang mit der Frage nach Goethes, Herders, Mercks und Schloßers Anteil an dem bereits genannten Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen eine wichtige Rolle zugeteilt hätte. Das Wichtigste über diese Frage lese man in der prächtigen Einleitung Wilhelm Scherers zu dem Neudruck dieses Jahrganges („Deutsche Literatur-Denkmale“, Bd. 7 u. 8) nach und schlage auch seinen gehaltvollen Aufsatz: „Der junge Goethe als Journalist“ (Deutsche Rundschau, Bd. 17 (1878), S. 62/74) auf; neuerdings hat Dr. Max Morris ein 500 Seiten umfassendes Werk: „Goethes und Herders Anteil aus dem Jahrgang 1772 d. F. G. A.“ (Stuttgart, Cotta, 1909) geliefert. (Vgl. dazu Literar. Echo, 2. Oktoberheft, 1910, Spalte 103 ff., und Hugo Modicks ausführliche Rezension und Widerlegung, die in Bd. 18, Heft 2 des „Euphorion“ erscheint.) Merck müssen wir als den eigentlichen Begründer und Herausgeber des Jahrgangs 1772, wenigstens für die erste Hälfte des Jahres, betrachten; später löste ihn Schloffer ab. Über Zweck und Wirken der Zeitschrift holen wir uns am besten Aufschluß aus „Dichtung und Wahrheit“, wo es heißt: „Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) — Goethe irrt hier, denn schon mit dem Ende des Jahres 1772 gaben Merck und seine Freunde ihre Tätigkeit an den Gelehrten Anzeigen auf — geben ein wunderbares Zeugnis, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Übersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zubringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Überlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinahe die Rezensionen über andere Zeitschriften, die Berliner (Allgemeine

Deutsche) Bibliothek, den deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht sowie die Billigkeit mit Recht bewundert.“

Da natürlich alle Rezensionen ohne Namen, auch ohne jedes Zeichen erschienen sind, so stellte sich schon früh das Problem, wer die einzelnen Rezensionen verfaßt habe, ganz von selbst; Herders Gattin bemühte sich schon 1805 darum, seinen Anteil zu bestimmen. Goethe, der sich 1813 zum erstenmal wieder mit den Gelehrten-Anzeigen beschäftigte, ließ 1823, weniger gestützt auf sein Erinnerungsvermögen als philologische Schlüsse, durch Eckermann seinen Anteil feststellen und hat auch in Bd. 33 der Ausgabe letzter Hand eine Auswahl (34) Rezensionen aus Jahrgang 1772 und 1773 aufgenommen. Daß Goethes Auswahl keineswegs zuverlässig ist, können wir nachweisen; denn zwei Anzeigen, gerade die bedeutendsten zu Anfang 1772, haben Merck zum Verfasser.

So hat sich der Goethephilologie ein Problem aufgedrungen, das heute noch ungelöst ist; solange sich die Forschung auf briefliche Zeugnisse der Verfasser selbst und ihrer Zeitgenossen stützte, kam die Frage nach dem Anteil der einzelnen Mitarbeiter ihrer Lösung einen Schritt näher, sobald sie sich aber auf das unsichere Gebiet der Stilkritik begab, mußte sie notwendigerweise fehlen. (Vgl. unten Brief von Hoepfner an Boie, vom 18. April 1775.)

Was hat nun Petersen mit dieser Frage zu tun? In seinen Briefen an Nicolai finden sich zuverlässige Zeugnisse für die Autorschaft verschiedener Rezensenten, so Goethe, Herder und Merck; die hier in Betracht kommenden Stellen sind von Scherer in seiner bereits erwähnten Einleitung zu dem Neudruck der Frankfurter Gelehrten Anzeigen und mit einigen Ergänzungen dazu bei Dr. Morris (S. 477) veröffentlicht. Sonst sind die zahlreichen Briefe Petersens noch in keiner Weise ausgebeutet worden.

Petersen war durch seine kritische Tätigkeit näher mit Nicolai in Berührung gekommen; der Berliner Buchhändler und Kritiker hatte endlich mit seinem dritten Zeitschriftenunternehmen, der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die seit 1765 erschien, Glück gehabt, nachdem seine erste deutsche Zeitschrift großen Stils, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, schon zwei Jahre nach ihrer Gründung an Chr. Felix Weiße in Leipzig übergegangen war, der sie bis zu seinem Tode 1804 leitete, ohne daß sie jemals größere Bedeutung erlangt hätte, und nachdem die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ nur so lange, als Lessing bis 1760 daran mitarbeitete, sich des Rufes der angesehensten kritischen Zeitschrift hatten erfreuen können. Mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek dagegen schuf er die erste wirklich tonangebende Zeitschrift von univiersellem Charakter, denn fast alle hervorragenden Dichter und Schriftsteller konnte er zu seinen Mitarbeitern zählen. Nicolai wirkte darin Gutes, solange er im Sinne der Aufklärung den „gesunden Menschenverstand“ als oberste Richtschnur gelten ließ und später in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre den Kampf gegen den Kryptokatholizismus, die Pfaffenherrschaft und die Schwärmerei aufnahm, so gegen Lavater, dem in Schloffer, Goethes Schwager, ein eifriger

Verteidiger erstand. Als er aber auch den Werken des jungen Goethe, den neuen Kunstanschauungen, jeder wahren, eigenschöpferischen Dichtkunst den Krieg erklärte, verlor die Allgemeine Deutsche Bibliothek bald jeden Einfluß und nahm 1806, unbeachtet, ein sang- und klangloses Ende.

Auch Petersen gehörte seit 1772 zu dem Stabe der Mitarbeiter der A. D. B. und war bis zum Jahre 1797 eifrig tätig, besonders im theologischen Fache, immer aber ängstlich darauf bedacht, seinen Namen zu verbergen; so wechselte er im ersten Jahre allein viermal sein Zeichen, ja es tauchen, um die Leser irre zu führen, zwei, auch drei Zeichen in Rezensionen ein und desselben Bandes nebeneinander auf. Ihn geizte ebensowenig wie Merck nach Autorruhm.

Eine Zeitlang hatte auch Merck, nach der literarischen Revolution in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, auf Hoepfners und Petersens Veranlassung an der A. D. B. Anteil genommen; von seinen Beiträgen ist in diesem Zusammenhange die Besprechung von Goethes „Werthers Leiden“ und der Nicolaischen Gegenschrift „Die Freuden des jungen Werthers“ besonders bemerkenswert. Nicolai schrieb darüber (vgl. seinen von Göckingk herausgegebenen Nachlaß, Berlin 1820, S. 37/38): „Goethe hatte meine Freimütigkeit wegen der Freuden Werthers übel genommen, wiewohl meine Absicht weiter nichts war, als den üblen Eindrücken zu wehren; dem Genie des Autors hatte ich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jetzt war es schwer, wen ich wählen sollte, um seine Schriften in der A. D. B. zu beurteilen. Ich wählte Merck in Darmstadt; zwar Goethes Freund, aber ein unparteiischer Mann. Man lese die Rezensionen, ob man darin den Freund erkennen wird.“

Während sich Merck nach Goethes Eintritt in Weimar dem von Wieland seit 1773 herausgegebenen Deutschen Merkur, der, durch Wielands eigene Werke vortrefflich eingeführt, besonders im mittleren und südlichen Teil Deutschlands der A. D. B. den Rang streitig machte, seine Haupttätigkeit zuwandte und bis zu seinem Tode mit Weimars Fürsten- und Musenhof aufs engste verbunden blieb, hielt Petersen treu zu Nicolai. Gar bald hatte sich aus den Bücher- und Rezensionssendungen zwischen beiden ein freundschaftlicher Briefwechsel entwickelt, dem wir heute die interessantesten Aufschlüsse über einen Zeitraum von mehr denn zwanzig Jahren verdanken. Ganz eigenartig ist es zu sehen, wie Nicolai, der nüchterne Verstandeskritiker, der Gegner Goethes und Schillers, durch Petersen, den ich, ohne damit ein Werturteil zu fällen, das unbeabsichtigte Sprachrohr Mercks nennen möchte, über wichtige Vorgänge persönlicher Natur der Wertherzeit, des Sturmes und Drangs bis in die anbrechende klassische Zeit Weimars, wohl unterrichtet war, so lange als — Merck lebte. War danach Merck gewiß die Hauptquelle für manche Kunde, so verlegnet doch Petersen niemals eigene Urteilskraft.

Wie sehr es daher die Briefe Petersens an Nicolai, die die Königliche Bibliothek zu Berlin in dem umfangreichen und höchst wertvollen Nicolai-Nachlasse aufbewahrt, verdienen ans Licht gezogen zu werden, erhellt z. B. schon

aus einer kleinen Stelle des Briefes vom 10. Februar 1777. Allgemein haben wir bisher angenommen, Merck, der mit Lessing nicht in brieflichen Verkehr getreten ist, habe auch niemals seine persönliche Bekanntschaft gemacht; der Brief Petersens belehrt uns eines besseren, wenn es da heißt: „Herr Hofrat Lessing ist auf seiner Reise nach Mannheim hier über Nacht gewesen. Er hat Claudius und seine Frau zu sich ins Wirtshaus bitten lassen. Merck ist etliche Tage darauf in Claudius' Gesellschaft nach Mannheim gereiset, um Lessingen dort zu sprechen. Er hat ihn auch, wiewohl nur kurze Zeit, gesprochen, und ist sehr mit ihm zufrieden.“ (Lessing weilte vom 22. bis 23. Januar in Darmstadt und auf der Rückreise am 4. März 1777; über seinen Aufenthalt in Mannheim und den Zweck der Reise vergleiche Erich Schmidt, „Lessing“, Band 2, S. 165 ff.)

Aus den vorhandenen 212 Briefen Petersens an Nicolai, von denen die nach 1791 fast ohne jedes Interesse sind, gebe ich im folgenden einige Auszüge mit den allernötigsten Anmerkungen, da die Briefe nach dieser Einleitung durchgehends verständlich sein werden; auch füge ich hie und da Stellen aus ungedruckten Briefen anderer (ebenfalls im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin) ein, unter denen gewiß die Briefe von Hofrat Deinet, dem Verleger der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an Nicolai mit die interessantesten sind\*).

\*                    \*                    \*

Goepfner an Nicolai:

Cassel, den 24. August 1770.

Sie wissen doch, daß wir Herrn Herder vor einigen Wochen von Angesicht zu Angesicht in Cassel gesehen haben? Himmel, wie sehr ist Herder, der Schriftsteller von Herder, dem Gesellschaftler unterschieden, und doch wie liebenswürdig dieser gewiß nicht weniger als jener.

\*

Goepfner an Boie:

Cassel, den 19. Oktober 1770.

Die Fabeln des Herrn Merck würde ich Ihnen dabei geschickt haben, wann Sie mir in einem Ihrer vorigen Briefe etwas davon geschrieben hätten. Dann aus Ihrem Stillschweigen schließe ich, daß Sie, dieses Jahr wenigstens, keine davon zum Almanach brauchen. Sinngedichte habe ich noch nicht aus Darmstadt erhalten. Ich dächte, wann Sie sich selbst die Mühe gäben, ein Briefchen darum zu schreiben, das möchte wohl etwas helfen. Doch will ich nicht gut dafür seyn. Denn seitdem der Mann Kriegszahlmeister ist, ist er,

\*) Dem Generaldirektor der Königl. Bibliothek, Herrn Geheimrat Professor D. Harnack, sage ich auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank für die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung der Briefe. — Weitere Mitteilungen aus den Briefen Petersens an Merck behalte ich mir vor. Findet sich im folgenden keine besondere Angabe über den Briefschreiber, so ist es Petersen. Nur die in eckige Klammern gesetzten Bemerkungen rühren von mir her, die in runden Klammern stammen von den Briefschreibern selbst.

ich weiß nicht, so faul, oder gleichgültig oder bescheiden, daß ihn der Autor-  
ruhm im mindesten nicht mehr rührt.

Goepfner an Voie:

Cassel, den 31. Januar 1771.

Ich habe — was dächten Sie wohl? — eine Ode von Klopstock? Das ist etwas, aber Sie haben doch nicht alles errathen. Seine allerneueste Ode besitze ich, die er an Herder, Herder an Merck und dieser an mich geschickt hat, ein Stück, das sich von allen bisher bekannten Klopstock'schen Oden auf eine außerordentliche Art unterscheidet. Den Inhalt wollen Sie wissen? Nicht so, mein Freund. Sie haben mich lange genug zappeln lassen. Dießmal müssen Sie gestraft werden. Schicken Sie mir eine Ode an die Freunde, so sollen Sie mit der nächsten Post mein Stück bekommen. Merck besitzt eine große Menge Balladen, Lappländische Lieder, übersezte Lieder aus Shakespear pppp. von Herdern, wovon Sie vieles haben sollen, wann Sie aus Ihrem Archive etwas hergeben wollen und mir zugleich die Romanze Jupiter und Europa bald möglichst schicken.

Goepfner an Voie:

Cassel, den 4. Februar 1771.

... „Lieder aus dem Ossian, Shakespear Ballads, Elegien, Serenaden, altdeutsche Fabeln und andere merkwürdige Stückchen zwischen Herdern und mir soll Herr Voie haben, sobald man sieht, ob auch er etwas geben will.“ So schreibt Merck. Wonach man sich zu achten. Wir bleiben Euch von ganzem Herzen gewogen.

Goepfner an Voie:

Cassel, den 11. Februar 1771.

Liebster Freund!

In diesem Augenblicke erhalte ich beyliegenden Brief des Herrn Geheimraths Hesse in Darmstadt. Lassen Sie diesen braven Mann, der Ihnen in andern Gelegenheiten Gegengefälligkeiten erzeigen kann, keine Fehlbitte thun. Daß Sie nichts mehr von Klopstock haben, dürfen Sie nicht vorgeben. Dann Sie sind schon durch mich verrathen worden. Und was können Sie auch für Bedenklichkeiten haben, die Oden herzugeben. Klopstocks Einwilligung, wann er wüßte, daß eine Fürstin, die selbst den Homer in der Grundsprache liest, seine Oden verlangt, ist höchst wahrscheinlich. Wissen Sie dann schon, daß ich Professor in Gießen werden soll? Heute ist mir die sollenne Vocation zugeschickt worden. Gott weiß, was ich für einen Entschluß fassen soll.

Goepfner an Voie:

Gießen, den 29. Juni 1771.

Ich muß Ihnen etwas erzählen. Sie wissen doch, daß man in Darmstadt Klopstocks Oden gedruckt hat, 34 mal zwar nur, aber doch ohne Ihr und

mein Vorwissen, und ohne Zweifel auch gegen Ihren Willen. Indessen es ist geschehen, und ich bitte Sie nur, mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und von mir zu glauben, daß ich weder von der Sache etwas gewußt, noch den mindesten Teil daran genommen habe. Sollten Sie kein Exemplar bekommen haben, so könnte ich Ihnen die Stücke, die Sie noch nicht besitzen, z. B. eine herrliche Ode: Petrarca und Laura, schicken.

Goepfner an Nicolai:

Gießen, den 15. August 1771.

Einer der vertrautesten Freunde von Herdern, ein Mann von bewundernswürdigen Talenten, Herr Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt, bezeugte neulich in einem Briefe an mich Lust, zuweilen eine Recension in ein gutes Journal zu machen. Könnten Sie diesen Mann im Fache der schönen Wissenschaften zur [Allgemeinen Deutschen] Bibliothek engagieren, so machen Sie eine große Acquisition. Fragen Sie Herdern feinetthalben.

(Weitere Briefe folgen)



## Grundfragen der Privatangestelltenversicherung

Von \* \* \*



Die Regierung hat den Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angestellte veröffentlicht und damit diese schwierige Frage von neuem zur allgemeinen Erörterung gestellt. Das Projekt, das damit der Öffentlichkeit übergeben wird, hat einen kolossalen Umfang. Die Anzahl der Privatangestellten beträgt nach der Begründung rund 1,9 Millionen, rund 1½ Millionen männliche und rund 400 000 weibliche Angestellte. Die von dem Gesetz in Aussicht genommenen Jahresleistungen der Angestellten und ihrer Arbeitgeber würden mehr als 200 Millionen Mark betragen, und selbst wenn die durch die Übergangsbestimmungen zugelassenen Beitragsbefreiungen berücksichtigt werden, so bleibt noch eine Beitragsleistung von jährlich 150 Millionen Mark zu erwarten. Es ist klar, daß das neue Gesetz sowohl den Angestellten selbst, als insbesondere auch ihren Arbeitgebern eine wesentliche neue Belastung bringen wird, und es muß infolgedessen mit aller Vorsicht geprüft werden, ob der Zweck dieser einschneidenden Maßnahme auf dem von der Regierung vorgeschlagenen Wege erreicht werden kann und ob dieser Weg auch wirklich der beste Weg ist.

Welche Vorteile würde das neue Gesetz den Privatangestellten bringen? Da muß zunächst festgestellt werden: irgendwelche Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln bringt das neue Gesetz nicht. Das zu konstatieren ist wesentlich, denn das Arbeiterinvalidenversicherungsgesetz gewährt bekanntlich den Versicherten eine